

Freies Sonntagsblatt

Beilage zum
„Rheingauer Beobachter“

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.
Verlag von Alwin Beyer's Buchdruckerei, Eltville o. Rh.

Deutschland .. Deutschland über Alles ...!

Kriegsroman von Heinrich Rentsch.

(Fortsetzung.)

8

Der erste Schnee über Schlamm, Urat und grauer Hoffnungslosigkeit! In leuchtendem Weiß starrte die Ferne — lugte die Nähe. Jeder kleine dunkele Punkt wurde in dieser Helle offenbar.

In Birawo wartete man auf Entschliches! Es half kein Vertuschen und Selbstberuhigen mehr. Die Russen würden nun bald da sein, denn es ging nicht anders. Sinein in das verfeuchte, elende russische Land konnten unsere Helden nicht. Das wäre einem sicheren Tode gleich gewesen. Also mußte der Feind auf deutschem Boden stehen, denn dieser beständigen abwartenden Haltung lag die heilige Pflicht ob, nun endlich — um der Zermürbung der Scharen — der Entleerung der Börden — der Abkühlung heißen, edelen deutschen Blutes vorzubeugen, zur entscheidenden Offensive überzugehen. — Ostpreußen war geopfert. — Und ein Erfolg stand dahinter. Das grauenhafte Dunkel der Masurischen Seen wußte über ihn zu berichten. — Nun mußte noch die Provinz Posen drangegeben werden. So hart freilich wie damals in Ostpreußen würde es nicht gleich werden. Aber immerhin. —

In Birawo wußten sie es alle! — Sie gingen still und entschlossen einher. Aber keins klagte. — Die Kinder sahen mit großen, verängstigten Augen über die weißen Felder. Der Schullehrer hatte den Unterricht seit einer Woche aufgehoben. Das kleine neuerbaute Haus, das abseits — fern von anderen Gehöften — doch bisher so zuberichtlich auf die Gesellschaft neuer Wohnhäuser gehofft hatte — stand mit offenen Türen da und wartete gleichfalls. Als der Gemeindevorstand dem alten,

weißhaarigen Lehrer deswegen Vorwürfe machen wollte, begegnete er dem ruhigen klaren Blick des Greises, der seinen Unmut sogleich besänftigte.

„Wozu die Türen noch verschließen,“

meinte der alte Herr weise. „Begehren unsere Soldaten einen Unterschlupf, nun, so sollen sie ihn auch mühelos haben. Wollen aber die andern — die russischen Reuten — hinein, dann würden auch die

Schlösser nicht viel helfen! — Axt und Messer hüllten nach, und schloßen ein Zerstörungswerk — im Umsehen.“

Es stimmte schon, was der Schullehrer sagte! —

So hatte denn auch das kleine Schulhaus einer Zukunft, die schwarz und unheilvoll in der Nähe stand.

Nichts verbrauchte so viel Kraft und Nerven als dies Warten! — Wer hätte das nicht in den verfloßenen Wochen an sich — um sich — erfahren. — Wenn keine Nachricht von den Liebsten kam, wenn die doch so sicher vorausgesagte glückliche Schlacht immer noch in der Ferne „stand“, wenn die gut berechnete Verstärkung ermüdeten Truppen aus irgend einem stichhaltigen Grunde ausblieb.

Es war im Grunde immer das gleiche, zermürbende, heiße Abwarten, das die dumpfe Hoffnungslosigkeit im Schoß hatte.

Wie unerträglich aber mußte eine Gegenwart sein, die sich als Zukunft und Erlösung die Zerstörung herbeisehnte!

Frau Hilde Schwertfeger verharrte seit Tagen auf diesem Standpunkt! Sie hatte die Kinder nicht von sich gelassen. Eine Zeitlang war sie doch dazu fest entschlossen gewesen. Alles war bereits eingeleitet. Sie wollte sie nach Berlin zu einer früheren Kollegin bringen. Da besann sie sich im letzten Augenblick eines anderen.



Der Wasserturm von Zeebrügge.

Da die Engländer bei ihren Angriffen von Meere aus auf Zeebrügge den dortigen Wasserturm als Zielpunkt benutzten, wurde dieser von uns gesprengt. Unser obiges Bild veranschaulicht denselben kurz vor der Sprengung.

Was sollten die schlanken, blonden, eigensinnigen Knaben auf der Welt, wenn Vater und Mutter tot waren.

Denn jetzt, wo die schneeige Helle über der Erde lag, war es ihr doch zuweilen, als lebte ihr Gatte nicht mehr.

Sie mußte ihm aber das Erbe hüten, solange es anging.

Langsam strichen die Flügel der langen Nächte über die Köpfe der Menschen in Virawo dahin und ließen etwas von dem leuchtenden Schnee zurück, der jetzt unablässig vom Himmel sank. — Blonde Haare wurden in kurzer Zeit grau, blühende Wangen schlaff. — Der Mond startete in jedes Fenster hinein. Und sah auch die Gutsherrin, wie sie auf den Knien lag und mit gefalteten Händen um etwas rang, das sie nicht in Worte zu kleiden vermochte. — Sie beteten hier jetzt alle stumm, ringend, schreiend! —

Um was betete Hilde Schwertfeger eigentlich?

Nicht um die Erhaltung des Stüdens Grund und Boden allein — nicht nur für die Errettung der Kinder — der Zeugen einer flutenden großen Seligkeit, die sie in den Armen des reifen, starken Mannes allzeit empfunden hatte — sondern darum, daß auch sie und die Kinder gehen durften, wenn es nun doch wahr sei, daß er nicht mehr lebe. — Und allmählich geriet sie in eine feste, beinahe fröhliche Zuversicht hinein. Ein unerschütterlicher Glaube erwuchs ihr in diesen stummen, hellen Nächten. — Ihr Warten war ein Hoffen. Ein neugieriges Augen, ob sie leben oder sterben durften.

Denn jetzt hielt auch sie der starke Gott, zu dem sie niemals in ein rechtes Verhältnis gekommen war, in seinen Händen. — Das war schön. Sie hatte ja niemals gedacht, daß auch in dieser Zuversicht so viel Glück und Frieden in das Herz strömen könnte. —

Wenn es nur nicht allzu lange mit diesem Warten währen möchte. Es kamen aber noch viele Nächte! Gleich still, leuchtend, hell und geheimnisvoll. Dann aber kam ein Morgen, an dem in dunklen, massigen Scharen schwarze Saatkrähen und auch Geier über Virawo hinstrichen. — Und diesen Herden von Vögeln, die vielleicht irgendwo Blut und Aas mittern mochten, folgte ein dumpfer Kanonendonner. Nichts als dieser. Keine Helmspiße — keine Uniform wurde sichtbar. Nur ein Dröhnen, daß sich die schneeige Erde heben wollte, daß die Kinder in den Ställen zu brüllen begannen — die Frauen in die Kartoffelfelder krochen und die Männer, die zu alt oder zu schwach für das Kriegshandwerk gewesen waren, heimlich die Senen vor den Türen scharf dängelten. Sie wollten doch auch bei der blutigen Ernte helfen, wenn das Korn zu mähen bereit stand. —

Nun waren sie endlich da! — Kleine flinke Pferde, auf denen die Kosaken hockten wie schwere massige Rehlbeutel. Sie hatten viel Freude am hellen Feuerchen.

Zuerst die Tagelöhnerkaten. Sei — die trugen noch Schindeldächer und Röcken aus Stroh und dünnen Latten. —

Knitter-Knatter — die fingen gut Feuer! Die Haustiere liefen draußen herum, von den Bewohnern selbst noch fortgetrieben.

Nur die Pühner, das alte törichte Viehzeug, flogen gradwegs in die Flammen hinein und ein weißes, wolliges Schaf, das dem kleinen Hofmeisterkenel gehört hatte, blieb zitternd und laut blönd in der Ecke seines brennenden Stalles stehen, trotzdem ihm kaum ein paar Hände breit weiter doch die helle Winterluft entgegen schlug.

Die schmale Dorfstraße bis zum Gutshaus hin war jetzt mit flammenden Bäumen besetzt. Nun endlich schlichen sie zur Brennerei hinüber. Da lagen große Vorräte von altem Spiritus in Fässern und Kübeln. Zwei Keller voll! Seit zehn Jahren lag der Schatz hier aufgespeichert und sollte bald in eine der größten deutschen Fabriken gehen. — Jetzt kam er den Barbaren zu gut, aber auch — und daran hatte in dieser Angst wohl niemand gedacht — denen, die in Virawo lebten. Wie das duftete und die Nasen kitzelte.

Sie warfen sich auf die Knie und schlürften den alten schweren Trank gierig hinunter. Jeder Einzelne! Garnicht stolz waren die hochgeborenen Offiziere. Alle fogen sie sich voll! — Und inzwischen warfen die flammenden Bäume ihre Scheine über den weißen Schnee, entzündeten goldene Lichtfluten und schufen metallenen schimmernden Seen auf der weißen Decke, die überall dort, wo das Barbarenheer gestampft war, in schwarzen, schlammgrauen Farben starke.

Die Fässer waren leer! Die meisten lagen schlafend — sinnlos trunken in den Kellerräumen der alten mächtigen Gutsbrennerei umher. Aber es waren doch noch einige darunter, die ihre Sinne mühsam beisammen hatten. Die taumelten auf, suchten sich weiter gen Westen und fanden das alte Gutshaus. Nun standen sie auf der Freitreppe und auf der glatten Steinveranda, die so oft Frau Hildes Nieder gehört hatte. Nicht viel waren es ihrer! Nur 10 Mann. —

Nein neun. Aus einer Dule schoß der alte Ostpreuße, den Winchen Scheidebert hierher gebracht hatte, just einen herunter. — Acht. — Lieben doch nur. —

Hilde Schwertfeger traf den nächsten. Und jetzt — sechs — fünf — vier. — Halt, die waren plötzlich wie tolle Hunde, stürmten in das Haus, warfen wie rasend alle Gegenstände durcheinander, schlugen die Fenster und Spiegel ein — bluteten wie Schweine, gaben aber nicht Ruhe — fanden auch Frau Hilde Schwertfeger und ihre Söhne. —

Jetzt war das Ende da.

Zuerst die Kinder. —

Schon rechte sich eine gierige Faust nach den feinen schlanken Gliederchen aus. Die Revolver waren einstweilen zu Boden geworfen.

Da — flog es heran, weiß, leicht, lachend, singend. Wer? —

Eine Sekunde der entsehlchten Angst, ein Erstarren des Blutes in den Adern der blonden schönen Frau. —

Nut Mewes stand da, rang, riß einen Revolver empor, zielte, traf, gurgelte etwas heraus und schoß wieder.

Da stürzten sich die letzten Zwei auf sie, krallten die Hände um ihren weißen, weichen Hals und ließen nicht früher von

ihr ab, als bis sie tief und starr nach hintenüber sank. — Nein, noch einmal richtete sie sich empor.

Großer, heiliger Gott, was war das? Sie sang ja. — Kein Singen — ein dumpfes Keuchen — ein Nechzen — nur dem verständlich, der Text und Melodie hunderttausendmal in diesen Wochen der höchsten Not mitgesummt und mitgebetet hatte: Deutschland, Deutschland über alles! — Dann war sie still. Tot! —

Ihre Schmach war abgewaschen. Sie starb als Deutsche.

Nun waren nur noch Zwei da. Zwei tolle, wilde, zu allem Entsehlchten entschlossene Russen.

Gegen eine Frau. . . .

Hilde Schwertfeger schloß die Augen und drückte die weinenden Kinder fest an sich. Ein Lächeln lag um ihre Lippen. Sie wußte es ja — mußten sie hier sterben und verderben — so war auch er, ihr Gatte, tot und dieses Sterben war schön und glückverheißend.

Sie war bereit. —

Da ging plötzlich ein scharfer heller Ton vor ihr auf. — Ein deutsches Kommandowort.

Höchste Zeit. Los! Gott sei Dank. Deutsche Infanterie! Deutsche Helken! Retter! —

Sie verlor die Besinnung. Nur eins klang und sang in ihrem Herzen.

Gott redete durch diese Retter zu ihr, tröstete sie, verhielt: Er lebt dir, euch, sei guten Mutes, sei stark und warte weiter! —

Warten —

Nun war Virawo und Umgegend wieder von dem Russenfeind frei! — Zu vielen Tausenden waren sie gefangen abgeführt. Maschinengewehre und Geschütze zu Dutzenden erbeutet. — Von Warschau waren die deutschen Truppen langsam zurückgegangen. Aber nicht, wie die Zurückgebliebenen in der Heimat schauernd meinten, weil sie es mußten, weil der russische Vär mit schwerer, bestiegender Lake auf den deutschen Königslöwen eintrieb, sondern weil es die Taktik so wollte! Der Feind sollte und mußte um jeden Preis nachgezogen werden. Tiefer ins russische Land hinein wollte Mitdeutschland um keinen Preis. Bei Arcepize war es zu einer harten Schlacht gekommen. Davon erholte sich jetzt Freund und Feind. Und im Westen lagen sie sich — oft genug nur dreihig bis siebzig Meter in den festgestellten feinen Schützengräben lauernd gegenüber.

Niemand griff vorläufig an. Jeder wartete behutsam und geduldig auf ein Ereignis, das niemand kannte.

In Virawo stand nur noch das alte Herrenhaus, die massige Brennerei, die Scheunen, der mächtige Kartoffelfelder und das Polenhäus, das jetzt ganz geräumt gewesen war. In diesem wohnten zur Zeit die ihres Obdachs beraubten Tagelöhner. Ein kleiner Teil — vor allem die alten verwitweten Weiblein — hatte Frau Hilde in das Gutshaus genommen. Hier wurde auch für sie gelocht, wie denn überhaupt die beiden Hauptmahlzeiten für die gesamten Leute in der Herrschaftliche zubereitet und von dort zur Verteilung gebracht wurden. Winchen Scheidebert hätte diese große Arbeit allein kaum geschafft,

denn Hilfskräfte standen ihr wenig zur Verfügung. Was nur irgend noch gesund und rüstig war, mußte sich an den Aufräumarbeiten beteiligen, die in Fortschaffen des verfaulten Balkenwerkes und der geschwärzten Dachsteine und Ziegel zu bestehen hatte. Denn im Frühjahr — so hatte es Frau Schwertfeger beschlossen — sollte wieder mit dem Aufbau der Katen begonnen werden. Sie hatte bereits einen tüchtigen, ihr aus der Berliner Zeit her als zuverlässig und sparsam wohlbekannten Baumeister mit dem Entwurf der Zeichnungen beauftragt und war fest entschlossen, den Bau unter allen Umständen anzufangen. — Der Erlös ihres herrlichen Brillantschmudes würde genügen, um drei große Familienhäuser aufzurichten. Denn Bauholz, Steine und Kalk waren reichlich in Birawa vorhanden und zum größten Teil bereits angefahren.

Tag um Tag stand sie neben Minchen Scheidebert, mit einer mächtigen Schürze umgürtet, und half emsig bei dem Zubereiten des Essens. Die Knaben saßen ebenfalls in der hellen, blanken Küche auf zierlichen, eigens vom alten Stellmacher für sie gefertigten Schemeln und beschäftigten sich damit, mit spitzen Fingern — ernst und würdig — die Gemüse puzen zu helfen. Das half im Grunde genommen zwar wenig, aber Frau Hilbe wollte es so und nicht anders haben! — Die Kinder sollten wissen, daß sie in einer ernstesten Zeit, die jegliche Kraft fest in Anspruch nahm, lebten.

Von ihren Lieben in der Ferne redeten die beiden Frauen kaum jemals mit einander. — Auch Minchen Scheidebert hatte mehrere Wochen keine Nachricht gehabt und aus Berlin, wohin sich Frau Schwertfeger, um Gewißheit über das Schicksal ihres Gatten zu haben, gewandt hatte, war nichts Bestimmtes zu erfahren gewesen. Die Verlustlisten brachten den Namen des Hauptmann Schwertfeger nicht. Das aber durfte ihr keine allzu feste Hoffnung geben. Denn es fehlten noch in den traurigen Reihen ihrer viele, deren Tod doch zweifellos seit Wochen feststand. Es war alles in ihr anders geworden.

(Schluß folgt.)



Zwei Tropfen Gift.

Novellette von Robert Heymann.



leich am ersten Tage der Mobilmachung war Hauptmann Reitzenstein mit nach Belgien gezogen. Er hatte die Eroberung von Vüttich mitgemacht; vor Ramur traf ihn eine Kugel. Die Verletzung war schmerzhaft, aber nicht schwer, und so kam er alsbald nach Berlin zur völligen Genesung.

Hilbe holte ihn ab. In ihrem lieblichen Antlitz konnte er deutlicher, als es

ihre Worte auszudrücken vermochten, die Sorgen und die Ungewißheit lesen, in der sie um ihn gelebt. Aber wogen die herrlichen Stunden des Wiedersehens nicht alle die Tage des Harrens und Bangens auf? Wie sie mit ihm durch die Straßen ging und alle Augenblide zu ihm aufsaß mit dem stillen, heimlichen Lächeln des höchsten Glücks — und wie der Stolz aus ihren Augen leuchtete, wenn die Leute sich nach dem schlanken, großen Oberleutnant umdrehten, der den rechten Arm in weißer Binde trug und auf dessen Brust das beim Sturm auf Vüttich eroberte Eisene Kreuz hing — ach, dies Erlebnis hätte sie für nichts in der Welt eingetauscht! Nun hatte sie ihn ja wieder, und sie wollte ihn schon pflegen und mit der heilenden Liebe umgeben, nach der er sich da draußen im Felde so sehr gesehnt hatte!

Sein erster Gang galt dem Elternhause. Der alte Geheimrat, zu alt, um noch selbst ins Feld zu ziehen zu Deutschlands Schutz und Schirm, legte die Hände um den Kopf seines Einzigen und sah ihm tief und lange ins Gesicht, in die Augen, auf den festgeformten Mund, dann küßte er ihn auf die Wangen und sagte nur: „Du bist mein Stolz!“ Die Mutter sagte gar nichts. Sie hielt nur seine Hand und schaute zu dem empor, der ihre heißen Gebete erhört hatte.

Dann ging Hans Reitzenstein zu Hilbes Eltern. Auf dem Wege berichtete sie:

„Ernst ist nicht mehr zu halten und zu zügeln. Er hat deine Briefe verschlungen und nun will er um jeden Preis als Freiwilliger mit — er ist doch erst siebzehn Jahre. Hans, rede doch du mit ihm — er ist zu jung! Ist es nicht genug, dich im Felde zu wissen, soll ich auch noch die Angst um den Bruder mit mir herumtragen?“

Hans antwortete nicht. Nach der ersten Begrüßung in dem freundlichen Hause in der Bülowstraße, über dessen Räumen die Behaglichkeit des Wohlstandes und inneren Friedens gebreitet lag, nahm er Ernst vor. Das war ein hochgeschosener Junge mit hellen Augen und einem starken Lächeln um die trohigen Lippen. Hans stellte ihm alles vor:

„Ich habe gehört, du wilst Freiwilliger werden. Ich habe kein Recht, dich zurückzuhalten. Aber ich habe die Pflicht, dich auf alles aufmerksam zu machen, was dir vielleicht in einem anderen Lichte erscheint, als es in Wahrheit ist. Du bist noch sehr jung. Eine Million junger Männer, reifer als du und auch kräftiger, ist dem Rufe des Kaisers und des Vaterlandes gefolgt. Alles Freiwillige. So viele, daß man einen Teil zurückstellen mußte. Noch also bist du nicht nötig. Für deine Mutter aber bist du die einzige Stütze des Alters. Für deine Schwester der Sonnenschein, und, wenn ich fallen sollte, der einzige Schutz. Denn dein Vater ist krank und lebt vielleicht nicht lange. Das alles sollst du wohl überlegen, Ernst, ehe...“

Aber der Junge unterbrach ihn:

„Ich habe dich angehört, Schwager. Und ich antworte dir: Ich habe das alles überlegt. Mutter hat nur mich und Hilbe. Ja — aber mußten in diesen Tagen nicht hunderttausende von Müttern den Einzigen ziehen lassen, ohne den Trost einer

Tochter zu haben? Und mußten nicht hunderttausende von Schwestern dem Bruder ein — vielleicht letztes — Lebenswohl zurufen? Und treten nicht jetzt, wo von Ost und West der Feind droht, Mütter und Bräute und Schwestern hinter das große Ideal zurück, das Vaterland heißt? Mich hält es hier nicht länger, Schwager Hans, und darum bitte ich dich, mir heute noch behilflich zu sein, daß ich ein Regiment finde, wo man mich brauchen kann. Ich will hinausziehen, sobald du selber wieder ins Feld gehst, und will dem Land, das mir die ersten Ideale geschenkt, die große Liebe gegeben, die mir mein junges Leben schön gemacht, die Dankesschuld abtragen: Ich will für meinen Boden kämpfen wie alle anderen.“

Da sah der Oberleutnant, daß Ernst Hillebrand doch die Reise besaß, dem Vaterland zu dienen, und daß er ihn nicht länger zurückhalten durfte. Er sagte das Silde. Und schließlich kam man überein, zu versuchen, Ernst wenigstens in das Regiment zu bringen, in dem Hans Reitzenstein stand.

Es gelang. Ernst wurde als Freiwilliger eingestellt und eingelebt. Als seine Zeit um war, da war auch Hans Reitzensteins Wunde geheilt. Und er nahm zum zweitenmal Abschied, um wieder zur Front zu gehen. Diesmal kam er nach Osten zu Hindenburg. Ehe er ging, nahm ihn der alte Geheimrat ins Arbeitszimmer:

„Mein Junge, du gehst schweren Tagen entgegen. Und doch schönen, herrlichen Tagen. Ich sehe dich mit Schmerz und Freude zugleich ziehen. Nur eine Sorge bedrückt mich. Es könnte sein, daß du nach einer großen Schlacht liegen bleibst würdest, schwer verwundet, tödlich verletzt vielleicht — man muß alle Möglichkeiten erwägen! Es könnte sein, daß russische Marodeure das Schlachtfeld absuchten, daß sie dich martern und peinigen würden. Es könnte sein, daß die letzte Stunde deines Lebens in Qual und Grauen dahingehen würde. Ich habe dir einen Ring anfertigen lassen, in dessen Kapsel zwei Tropfen Gift enthalten sind. Du wirst selbst in schlimmster Lage Zeit finden, diese Kapsel zu öffnen. Der Inhalt ist absolut tödlich, die Wirkung auf zwei Minuten berechnet. Dir, mein Sohn, den eine so ausgezeichnete Mutter großgezogen hat, brauche ich nicht zu sagen: Mache dann nur Gebrauch, wenn du alle Hoffnungen hast aufgeben müssen. Wenn nichts mehr dich retten kann. Nur dann — in diesem Falle darfst du es, und es soll mein letzter Trost sein, lieber Junge, daß du in deiner letzten Stunde in meiner Hand gewesen bist. Das andere möge Gott nach seinem Ratsschluß lenken.“

Vater und Sohn umarmten sich schweigend. Die Mutter sprach von frohem Wiedersehen und frischem Kampfgelümmel. Hilbe stand neben ihm am Bahnhof. Ernst war schon fort. Hans sollte ihn erst in Allenstein wiedersehen.

„Eines noch, mein Geliebter! Wie sehr ich dich liebe, das brauche ich dir nicht zu wiederholen, und daß jeder Schlag meines Herzens dir gehört, das weißt du. Doch meiner alten guten Mutter Stolz und all

ihr Glück ist Ernst. Hans, laß ihn nie im Stich! Hans, steh' ihm bei in aller Not und Gefahr — du bist der Stärkere, der Klügere, der Erfahrene. Hans, denke, es sei dein Fleisch und Blut, es sei dein Bruder!"

Da nahm er Hilbes Hand und drückte sie an sein Eisernes Kreuz: "Bei dem Symbol deutscher Treue und Kraft, Mädel, ich werde über ihn wachen, als sei er mein eigen Fleisch und Blut!"

Dann piff der Zug, und Nebel, Dampf und Tränen legten sich wie ein undurchsichtiger Schleier zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen Hoffnung und Bestimmung.

Hans Reichenstein hatte die Genugtuung, Ernst in seine Kompanie zu bekommen. Die vierte Kompanie führte er, und der schlanke, junge Freiwillige stand im zweiten Zug.

Dem Vizefeldwebel Marx legte er die Sorge um diesen einen noch ganz besonders an Herz. Und so hatte er alles getan, was in seiner Macht stand.

Bald marschierten sie aus.

Und dann kam der Tag von Soldau.

Der Feind schien den Augenblick für gekommen zu halten, in dem der Gegner durch die eigene Artillerie hinreichend mürbe für den Sturm war. Plötzlich stiegen aus den Erdlöchern Hunderte von dunklen Gestalten, lange Flügel von Schatten, die Sprung! Sprung! — hinglegen — Sprung! Sprung! — daherkasteten.

Run galt es.

Hans Reichenstein streifte den Freiwilligen Hillebrand mit einem Blick. Der horchte auf das Kommando und feuerte und feuerte und sah sich nicht um, als drei Schritte von ihm entfernt einer aufschreiend nach dem Helm griff und wie ein Sack niederfiel.

Kred! Kred! Kred! — Knack! Knack! machte es plötzlich in bellender Wut — deutsche Maschinengewehre griffen ein.

Hingemäht, hingeschlagen wie vom Hagelwetter lagen die feindlichen Linien auf der Erde. Was lebte, war wie angeklebt in Todesangst, was tot war, das schien eingestampft zu sein in den flebrigen Boden. Und dann: Krach! Krach!

Feind schon floh und Hunderte von Gefangenen rückwärts geschickt wurden, plötzlich bekamen die Russen Verstärkungen. Reserven rückten vor, ein gewaltiger Druck wurde auf die schwachen deutschen Linien ausgeübt, die Artillerie mußte zurück — und wie so manchesmal in diesen Kämpfen der Taktik mit der Uebermacht, des Genies mit der Zahl, des Geistes mit dem Instinkt, mußten die Deutschen ihre schon gewonnenen Stellungen wieder räumen, um sie später unter günstigeren Verhältnissen von neuem zu nehmen.

Der Oberleutnant schwenkte den Säbel, da fühlte er einen stechenden Schmerz in der Brust, und einen Stoß, der ihn niederwarf. Der junge Freiwillige, den er mit seinem eigenen Leibe deckte, blieb stehen und beugte sich über ihn. Er versuchte, ihn fortzuschleppen, aber schon kamen die Russen kolonnenweise angefeuert. . . und da fiel der junge Soldat plötzlich wie ein Sack über seinen Vorgesetzten, denn ein Granatsplitter hatte ihm Arm und Bein zerissen!

An ihnen vorbei tobte die Schlacht — sie wußten es nicht mehr. Sie lagen



Was die Russen „versohlen“ dürfen: Gefangene Russen als Regimentschuster im deutschen Gefangenenlager.



Der Fünfs-Uhr-See vor dem „Hotel Kronprinz“, einem bombensicheren Unterstand in der Gegend von Reims.

Die erste Schlacht für Ernst Hillebrand.

Sie hatten sich ganz vorne in einen Schützengraben eingebuddelt und wurden den ganzen Tag von den feindlichen Schrapnells überschüttet.

Die Deutschen lagen ruhig, ohne sich durch die zahlreichen Verluste erschüttern zu lassen und feuerten mit der Sicherheit und Kaltblütigkeit alter Soldaten. Und doch waren es fast durchwegs Ersatztruppen, denn gerade dieses Regiment hatte schon seit Tannenberg her sehr schwere Verluste erlitten.

Allmählich steigerte sich das Feuer. Ununterbrochen knatterten die Salven der Schützen in dem Graben. Von Zeit zu Zeit, wenn der Feind eine Bewegung nach vorn oder zurück machte, hörte man die helle Stimme des Oberleutnants, der neues Visier kommandierte.

Von Zeit zu Zeit auch horchte er mit dem geübten Ohre des Soldaten, der selbst im fürchterlichsten Granatfeuer noch Geräusche anderer Art unterscheidet, ob sich die deutsche Artillerie noch nicht bemerkbar machte.

Bum! Bum! — — — — —

Die deutsche Artillerie!

Und jetzt war für die Schützen im Graben der rechte Augenblick gekommen: „Pflanzt Seitengewehr auf! Zum Sturm! Marsch! Marsch!“

Wie im Fluge kamen sie aus dem Graben und im Laufschrift ran an den verdunkelten Feind, der den eigenen Schützengräben zuflieh und dessen Artilleriefeuer nun schwächer wurde.

Draußen ein kurzes Handgemenge — Mann gegen Mann. —

Oberleutnant Reichenstein blieb dem jungen Freiwilligen an der Seite. Und so sehr achtete er auf seinen Schützling, daß dieser selber ihm das Leben retten mußte: rannte einen Russen, der das Gewehr auf den Offizier angelegt hatte, mit dem Bajonett nieder. Ernst Hillebrands Augen waren groß und weit angefüllt des Entsetzlichen, Wunderbaren, Hölischen und Gigantischen, des Unfaßbaren, was sich da abspielte und in dem er selber einer der Handelnden war. Aber plötzlich, als der

Stunden, bis beide fast zur selben Zeit mitten in der Nacht erwachten.

Der Oberleutnant hörte den Zungen neben sich wimmern. Er fuhr hoch, fiel aber sogleich wieder zurück. Doch der Augenblick hatte genügt, ihn die furchtbare Lage erkennen zu lassen, in der sie sich beide befanden:

Nings um sie lagen Tote. Die Deutschen waren offenbar weiter zurückgegangen.

Neben dem schwerverwundeten Ernst Hillebrand hockte ein Russe mit einem Schuß im Bein. Er hatte dieses notdürftig mit seinem schmutzigen Hemd umwickelt. Und nun saß er da, halbnaakt, mit härtigem, vertiertem Gesicht, und starrte den unglücklichen, hilflosen jungen Soldaten neben sich an. Eben stieß er wieder nach ihm mit dem Bajonett, das er noch hatte.

Oberleutnant Reichenstein griff nach dem Revolver, hob ihn mit vieler Anstrengung und feuerte.

Aber er konnte den Russen nicht treffen. Der duckte sich geschwind. Und Reichenstein

(Fortsetzung siehe Seite 62.)

Was hinter der Front vorgeht.

Wenn Kampfgetümmel, Kanonendonner und Gewehrgeknatter vorüber ist, finden unsere braven Feldgrauen bald ihre wunderbare joviale Ruhe wieder. Und hinter der Front, wo sie vor Ueberraschungen allzu unangenehmer Art sicherer sind, kommen sie auch allmählich wieder zur Betätigung eines herzerquickenden Humors. Daher spielen sich dann hinter der Front Szenen ab, die eventuellen Zuschauern von Feindeseite doch wohl einen ganz anderen Eindruck von den deutschen Kämpfern aufzwingen würden. Deren Stürmermut kennen sie ja zwar, aber sie scheinen doch von viel gefühlvollerem Leben durchpulst zu sein, als man sie ihnen amtlich darzustellen bemühte. Wir können heute unseren Lesern eine derartige nette Szene im Bilde zeigen. Wir sehen Soldaten, die doch wahrlich alle nicht dem jüngsten Jahrgang angehören, in harmloser Weise sich die Zeit mit dem Bauen eines Schneemannes vertreiben. Drei Mann versuchen dem eisigen Gefellen ein möglichst militärisches Aussehen zu geben, während der Herr Vorgesetzte von weitem etwaige Verbesserungen empfiehlt. Ein Genrebildchen eigener Art sehen wir darunter. Ein Feinschmecker, der es verstanden hat, irgendwoher frische Hühner Eier zu „laufen“, ist nun



Winterlicher Zeitvertreib unserer Soldaten in Belgien.



Ein Eierkuchen zum Frühstück.

dabei, sich zum Frühstück einen schmackhaften Eierkuchen zu bereiten. Die Kameraden stehen dabei und sehen „schnuppernd“ seinen mit recht primitiven Mitteln ermöglichten Kochkünsten zu. Während die vorbesprochenen Szenen mehr der Befriedigung eigener seelischer oder leiblicher Genüsse dienen, sehen wir auf dem dritten Bilde einen Vorgang, bei dem die im „Dienst“ ewig gleich gestellte Uhr,



Ein Benzinteller hinter der Front.

mitzusprechen scheint. Es zeigt einen am Gelände-
abhäng angebauten sicher abgedeckten Benzinteller,
von dem aus sich die Autos der Stabsoffiziere, der
Munitions- und Proviantkolonnen, der Feldpost,
kurz und gut, alle militärischen Kraftwagen mit
dem für sie so kostbaren Betriebsstoff versorgen.
Die Kraftwagen haben sich in der Praxis dieses
Krieges außerordentlich gut bewährt und daher
muß es eine Hauptforge der Heeresverwaltung sein,
den für jene Fuhrwerke nötigen Betriebsstoff, Benzin,
liberal ebenso reichlich wie leicht erreichbar vor-
rätig zu halten. Unsere Heeresverwaltung ist im
Besitz einer sehr großen Anzahl von Automobilen,
welche für alle erdenkliche Zwecke: Heranholen von
Mannschaften, Munition, Lebensmittel und allen
nur möglichem Hilfsmaterial und nicht im geringsten
zur Verwundeten-Beförderung gebraucht werden.
Wo andere Verkehrsmittel versagen, ist das Auto-
mobil im Vordergrund, sodaß das Benzin für uns
ein kostbares Gut ist und seitens der Heeresverwal-
tung für ständigen Vorrat Sorge getragen wird.

konnte sich nicht bewegen. Die Kugel ging ins Schwarze. Der Russe lachte und stieß dem neben ihm liegenden unglücklichen Soldaten wieder das Bajonett in die Seite. Und wieder schrie Ernst Hillebrand auf.

Vor den Augen des Oberleutnants tanzten rote Funken. Die Hand krampfte sich um den Revolvergriff. Er litt unsägliche Schmerzen, er litt unsagbaren Durst, aber das alles trat zurück vor dem furchterlichen Bild:

Neben sich den hilflosen Jungen, und dieses Vieh von Russen, und nicht helfen können — hilflos liegen müssen.

Hilflos . . .

Wieder schrie der Junge auf . . . der Oberleutnant versuchte, sich mit übermenschlicher Anstrengung aufzurichten — aber es ging nicht — es ging nicht!

Der Russe kroch etwas näher heran, sah ihn mit stieren Augen an und grinste.

Der Junge wimmerte:

„Ich habe Durst . . . Durst . . .“

Das Blut floss von ihm. Und da ging es blitzschnell durch das Hirn des Verwundeten:

Durst — Wasser — Gift — der Russe — und mit letzter Kraft nestelte er die Feldflasche los und öffnete den Ring, ließ das Gift in das Wasser laufen.

Ein Blick zum Himmel —

„Herr, verzeihe mir — ich muß ihm helfen. — Ich muß seine schwerste Stunde in meines Vaters Hand legen — es ist das Letzte, was ich für ihn — was ich für Hilfe tun kann.“

Er gab dem Jungen die Flasche . . . schob sie ihm hin mit zitternden Fingern. „Trink!“

Der Junge aber erwiderte:

„Trink du selber!“

„Ich leide keinen Durst!“

„Doch. Du leidest Durst. Ich fühle, daß du leidest!“

Der Russe grinste und stieß wieder nach dem Jungen mit dem Seitengewehr. Die Unschuld in dem Gesicht, die Jugend, die hellen Augen — das alles reizte seinen tierischen Haß.

Zu Tode quälen wollte er den Knaben.

Das Bewußtsein des Oberleutnants drohte zu schwinden. Er drängte mit sich überstürzender Verebtheit: Ernst sollte trinken. Er leide keinen Durst. Nie mehr wollte er ein gutes Wort an ihn richten, nie mehr im Leben (das doch für beide nur mehr ein Schemen war), wenn er nicht gehorchte und trank. Er mußte trinken — er mußte — und so stark waren seine Worte, daß der Junge, überwältigt von ihrer suggestiven Kraft, mit dem gesunden Arm die Feldflasche an sich heranschoß und zaghaft erwiderte:

„Ich trinke!“

Da stieß der Oberleutnant einen tiefen Seufzer aus und verlor das Bewußtsein.

Tage vergingen.

Dann erwachte Hans Reichenstein im deutschen Lazarett. Schwestern waren um ihn — Ärzte, Verwundete, weiße Betten. Er sann nach, die Augen zur Decke gerichtet — und plötzlich kam die Erinnerung — schnitt ihm in die Seele und bohrte sich in sein Hirn . . .

„Schwester — Schwester — der Junge — ich habe — nein doch — es ist — sagen Sie mir —“

Dann umschattete ihn wieder Bewußtlosigkeit. Und im Fieber schrie er von Wasser und Gift, dem Jungen und der russischen Bestie.

Als er zum zweitenmal erwachte — Wochen nachher — da lag an seinem Bett ein Jüngling, den Arm, das Bein in weißen Binden.

„Ernst!“

Es war der erste Schrei des erwachenden Bewußtseins, der letzte Schrei des fliehenden Fiebers.

„Hans!“

„Du bist — du bist nicht tot?“

„Lebendiger denn je — auf dem Wege zur Heilung. — Liegen Sie still, Herr Oberleutnant, keine Aufregung. Ich bin nur zu Besuch hier . . . ich liege im Mannschaftszimmer — wenn man Sie hört, muß ich gleich wieder fort . . . keine Aufregung, Herr Oberleutnant . . .“

„Ach was — du! — sag' Du — und sag', daß du es wirklich bist — ach, es ist ja nur das Fieber, das mir deine Gestalt vorgaukelt — nur das Fieber!“

Da trat der Arzt ein. Dem gelang es, den Verwundeten von der Wahrheit und dem Tatbestand der Umgebung zu überzeugen. In knappen, klaren Worten.

Aber noch zögerte Hans Reichenstein:

„Es ist doch nicht möglich? — Ernst — hast du das Wasser getrunken, das ich dir als letzte Liebesgabe reichte?“

„Nein, Hans — ich wollte — aber der Russe — der Russe riß mir die Flasche vom Mund weg und trank sie in einem Zuge leer . . .“

Die Augen des Kranken weiteten sich unnatürlich.

„Und — dann?“

„Dann — ich weiß nicht, wie es kam — dann wurde es ruhig. Er starb.“

Da stieg aus den Augen des Schwerverwundeten ein heißer Glanz zur Decke empor.

Niemand wußte um den letzten Dienst der Treue.

Niemand sollte je darum erfahren.

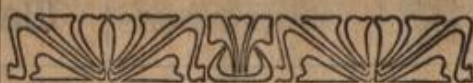
Nur einmal vielleicht — später — in Jahren — wenn je Zweifel oder Häßliches Eingang finden sollten in die Ehe des Hans Reichenstein und der Hilde Hillebrand — dann — dann würde er abends, wenn die Sterne am Himmel standen — erzählen . . . von dieser Stunde, in der sein Haar ergraut war . . . von dieser Stunde am Schlachtfeld, von dem hohen Lied der Treue und der Gnade einer ausgleichenden, gerechten Nacht jenseits dieser Welt — und dann würde Schweigen sein zwischen Hilde und ihm — Schweigen, Treue, Glaube und Liebe.

Vielleicht aber würde er auch niemals davon sprechen. Niemals. Nur — wenn der Vater ihn nach seiner Heimkehr fragen wird, wenn der greise Vater sagen sollte:

„Mein Sohn — wo sind die zwei Tropfen Gift?“

Dann wird er antworten:

„Du hast sie mir nicht umsonst gegeben, Vater. Mein Leben lag in deiner Hand, doch die hat Gott nach seinem Ratschluß gelenkt.“



Der Orden Pour le mérite.

Von Oskar Ungnad.



Friedrich der Große stiftete den Orden kurz nach seinem Regierungsantritt im Juni des Jahres 1740, wohl weil der andere seit 1667 bestehende Verdienstorden „de la générosité“ nach seiner Meinung etwas an Ansehen verloren hatte dadurch, daß Friedrichs Vorgänger, Friedrich Wilhelm I. diesen fast nur verliehen hatte an Personen, die ihm „lange Kerls“ für seine Potsdamer Garde zugeführt hatten.

Friedrich wollte einen Orden haben, der für vor dem Feinde bewiesenen Heldennut eine Belohnung war. Daher verlieh er den Pour le mérite in Friedenszeiten überhaupt fast nicht und machte auch sonst rege darüber, daß er wirklich verdient wurde. So lesen wir u. a. in seiner Kabinettsorder vom 29. Juni 1757: „An Generalleutnant v. Normann (der Anspach-Drägoner, der jetzigen Brandenburg): alle diejenigen Stabsoffiziere und Kapitäns, so an dem Tage (der Schlacht bei Kollin) Eskadrons kommandiert, werden zu Oberstleutenants befördert und sollen den Orden Pour le mérite haben, welchen ich auch auf Euer Ersuchen den zum Kapitan avancierten Premierlieutenant v. Rabenau und Premierlieutenant v. Barfuß wegen der in der Bataille erobernten Standarten affordire.“ Die Erwähnten hatten in der sonst verlorenen Schlacht glänzende Reiterthaten vollbracht, ein Infanterieregiment zusammengehauen, fünf Fahnen erobert und dann noch ein feindliches Karabinierregiment in die Flucht geschlagen.

Wir sehen also, daß selbst eine Niederlage Friedrich nicht den Blick dafür trübte, ob Thaten vollbracht waren, die des Pour le mérite würdig waren. So wies er aber auch unverblümt jeden ab, der seines Erachtens unberechtigte Ansprüche auf diese seltene Auszeichnung machte. Ende 1760 wollte der Generalmajor v. Ramin für fünf Offiziere, die sich nach seiner Meinung in der Schlacht bei Lorgau (3. Nov.) brav gehalten hatten, den Orden haben. Der König antwortete ihm folgendes: „Wenn sich Offiziers von Infanterie distinguirt, gut. Aber da ich sie bei der Bataille alle laufen sehen, kann keine Gratifikation geben, sonst würde der kriegen, so am raschesten läuft, beste Füße hat.“ Ende 1778 bewarb sich ein Leutnant Breech v. Dossow um den Orden. Ihm wurde nachstehender Bescheid: „Das ist wohl ganz gut, aber was hat er denn extraordinaires gethan. Daß er eingehauen hatte, das ist ja seine Schuldigkeit, davor ist er da und wird davor bezahlt. Wenn sie sich distinguieren und was extraordinaires thun, dann ist es ein Anderes. Aber wenn ich jeden Offizier davor, daß er einhauet, besonders rekompensieren soll, wo soll das hingehen. So müßte ich auch jeden Husaren vor den Pistolenschuß den er thut bezahlen.“ In demselben Jahre glaubte sich der Rittmeister v. Lud v.

Zieten des Ordens würdig, Friedrich aber war anderer Meinung, wie aus seiner Erwiderung hervorgeht: „Das wäre wohl ganz gut, was er gethan, aber das wäre noch nicht genug, ich könnte vor jede Husarenpatrouille nicht das Kreuz geben. Er soll nur suchen sich weiter zu distinguieren.“

Ging Friedrich II. sparsam mit der von ihm gestifteten Auszeichnung um, so wurde das unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. nicht so streng festgehalten. Und weil man das gemerkt hatte, verlangte man aus allerlei merkwürdigen Gründen den hohen Orden. Ein Oberst v. Puttkitz meinte, ihn haben zu müssen, weil der in seinem Regiment stehende Oberstleutnant v. Osorowsky ihn hatte. Ein anderer erheischte ihn „zur Aufmunterung seines zum Dienst zu erziehenden Sohnes“. Für den Feldzug nach Holland (1787) erhielt der Oberkommandierende das Recht, nach eigenem Gutdünken den Pour le mérite zu verteilen. Es wurden denn auch 800 Orden verliehen.

Unter den Nachfolgern Friedrich Wilhelms II. ging man dann wieder haushälterischer mit der hohen Auszeichnung um. Als Friedrich Wilhelm III. zu Beginn der Befreiungskriege das Eisene Kreuz gestiftet hatte, wurde der Pour le mérite nur wenigen Angehörigen des preussischen Heeres überreicht. Meist war er für Militärs fremder Armeen bestimmt. Während der ganzen Befreiungskriege erhielten den Orden Pour le mérite nur 76 preussische Offiziere, aber 1586 Ausländer, davon waren allein 1470 Russen. Unter den Preußen, die ihn von Friedrich Wilhelm III. erhalten hatten, befand sich auch ein Offizier, der aus dem Mannschafstande hervorgegangen war. Es war dies der am 30. Dezember 1855 in Brandenburg a. H. gestorbene Generalmajor v. Giese. Hans Wilhelm Giese, der Sohn eines gemeinen Soldaten, hatte es beim Militär bereits zum Unteroffizier gebracht, als ihm am 26. Februar 1807 der Auftrag wurde, mit 20 Husaren von Braunsberg aus auf Rundschaft zu reiten. Als er von seinem Mitt zurückkehrte, war die Stadt inzwischen von den Franzosen besetzt. Da ihm keine andere Möglichkeit blieb, wieder zu seinem Regiment zu kommen, so schlug er sich mit seinen Leuten quer durch die vom Feinde besetzte Stadt durch. Draußen waren noch zweimal feindliche Abteilungen niederzuhaufen, und mit 16 Mann traf Giese wieder bei seinem Regiment ein. Für diese tapfere Tat erhielt er zunächst das goldene Ehrenzeichen und bald darauf wurde er dem Könige vorgestellt, der ihn am 9. Mai 1808 zum Junker ernannte. Er wurde nachher zum Offizier befördert und brachte es bis zu dem erwähnten Range.

Friedrich Wilhelm III. hat später auch eine Order erlassen, wonach der Orden Pour le mérite bei besonderer Veranlassung mit „drei goldenen Eichenblättern am Ringe“ zu versehen sei. So bekamen ihn für ihre Taten im französischen Kriege 1870 Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich und Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Der kunstliebende und die Wissenschaften besonders ehrende König Friedrich Wilhelm IV. stiftete 1842 auch eine Friedensklasse des pour le mérite. Der

erste Kanzler dieser Klasse war Alexander v. Humboldt, unter ihren Rittern finden wir die Namen Friedrich Müllert, Jakob Grimm, Ludwig Tieck, Schadow und aus unserer Zeit den des Philologen Diels, des Architekten Hoffmann u. a.

Affenfang im Großen.

Von W. N.

Wie Affen in größerer Anzahl gefangen werden, erzählt Karl Hagenbeck recht anschaulich aus eigener Erfahrung. Der berühmte Tierimporteur hatte für den Affenfang eine besondere Expedition ausgerüstet, die später in verschiedene kleinere Trupps aufgelöst wurde, von denen ein jeder auf eigene Faust sein Glück versuchte. Eine unserer Stationen befand sich am Gash, am Fuße der Berge von Sahane und in unmittelbarer Nähe einer Felspartie, die man als eine Affenstadt bezeichnen konnte. Hier gab es in kurzem Abstand mehrere Wasserstümpfe, die von den Affen als Tränkplätze benutzt wurden. Auf schmale Felsleisten hingelauert saßen ganze Affenfamilien. Leise grunzt es und quiekt es; Mütter lullen ihre Babies in Schlummer, und alte Herren brummen über die Störung — Jetzt erscheint auf der Bildfläche unser alter Freund vom Stamme der halbwildten Vajas, der Jäger Abdalla Ouff. — Hütet euch, arme Affen! Der Jäger ging so gleich ans Werk und verstopfte die sämtlichen Wasserlöcher des Gash mit Dornbüschen bis auf eines. Auf diese Weise waren die Pabiane gezwungen, alle dieselbe Tränke zu benutzen, wobei sie nur fünfzig Schritt von unseren Leuten entfernt, ihren Durst löschten. In der Nähe des Wasserloches wurden regelmäßig Maiskolben gestreut, die die großen Männchen mit Gier aufnahmen. Während dieser heuchlerischen Freundlichkeit von unserer Seite wurde die Falle hergerichtet, die unsere Gäste zu Gefangenen und alsbald zu Emigranten machen sollte. Diese Falle besteht ganz einfach aus einem geräumigen, aus Baumzweigen geflochtenen Käfig und gleicht in ihrem Aeußeren dem kegelförmigen Dach einer Einzelbodenhütte. Im Dunkel der Nacht wird ein langer Strid an dem Anippel befestigt, der die Falle auf einer Seite hochstülzt. Den Strid bedeckt man mit Sand. Als Lockspeise dienen die beliebten Maiskolben. Einige Tage läßt man die Affen nun ganz ungestört, die sich bald an den so harmlos aussehenden Käfig gewöhnen.

Und nun kommt die Tragödie. Heiß brennt die Mittagssonne hernieder. Ein Trupp durstiger Pabiane eilt schnatternd zur gewohnten Tränke. Zunächst aber werden noch schnell im Schatten der Falle ein paar Maiskolben verzehrt. Ein starker Ruck an dem Strid, die Stütze stürzt beiseite und . . . ein halbes Duzend Tiere ist gefangen. Die Herde draußen ist im ersten Schrecken geschoen, nun kehrt sie zurück und feuert die Gefangenen durch ohrenbetäubendes Grunzen und Schreien an, das Aeußerste zu versuchen. Die Kühnsten führen ein erregtes Zwiegespräch mit

den Gefangenen. Wahrscheinlich beraten sie sich über die Möglichkeiten der Rettung. Das wäre so etwas für den amerikanischen Forscher, Professor Garner gewesen, der sich lange Jahre damit beschäftigte, die „Affensprache“ zu konstruieren! — Sehr bald jedoch erscheinen die Jäger, die mit langen, gegabelten Stangen, den sogenannten Schebas, ausgerüstet sind, und treiben die ganze Gesellschaft in die Flucht. Mit Hilfe der Schebas werden die wütend um sich beißenden Affen einzeln am Gasse gefast und aus der Falle herausgezerrt. Um vor ihren Zähnen und Fingernägeln sicher zu sein, wirft man den Gefangenen schnell eine dicke Decke über, unter deren Schutz es bald gelingt, die Tiere mit weichen Binden zu fesseln und nach den Transportkäfigen zu schaffen.

Bereits gegen Abend wiederholt sich dasselbe Spiel, da die Affen inzwischen das Unglück ihrer Gefährten vergessen zu haben scheinen und der Lodung der Maiskolben nicht mehr widerstehen können. — Unter den Gefangenen wird nachher regelmäßig eine genaue Auslese gehalten. Nur die kräftigsten Exemplare behält man, während den übrigen die Freiheit zurückgegeben wird. Manche Jäger machen sich den Spass, den freigelassenen Affen mit dem roten Saft der Barabu-Beere, der besser als die vorzüglichste unverwundbare Tinte vorhält, die Nase zu färben. Auf diese Weise ist festgestellt worden, daß Pabiane, die bereits einmal in die Falle gegangen waren, trotz ihrer sonst so hochentwickelten Intelligenz sich häufig ein zweites, ja selbst ein drittes Mal in einem Zeitraum von vier Wochen fangen lassen. Oder — und auf den Gedanken muß man wirklich kommen! — sollten diese Tiere, denen nur eine kurze Gefangenschaft den Genuß der bequem daliegenden Maiskolben verbittert, sich mit einer gewissen Unverfrorenheit über die ihnen drohende Gefahr in der Hoffnung hinwegsetzen, daß sie nachher doch wieder freigegeben werden? Die Spekulation wäre den intelligenten Vierhändlern schon zuzutrauen.



Ungerechte Perlen.



„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“

„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“
O flamme, Wort, wie der Sonne Licht;
Wie Glockensturmklänge töne fort,
Herrliches, heiliges Kaiserwort!

Es sei der alt-alte Dan'choral,
Ein millionengewaltiges Siegsanal,
Ein unsichtbarer, klingender Dom,
Ein jubelbrausender Frühlingsstrom!

„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“
Wir schwören auf unsere heilige Pflicht:
„Kaiser und Herr, dein Demutswort
Lebe durch unsre Geschlechter fort!“

Dein Wort muß groß in den Seelen steh'n:
Wir werden als Gottes Erwählte geh'n,
Und schauen sein segnendes Angesicht!

„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“

Reinhold Braun.

Ernst und Scherz

Daß Napoleon I. in Allenstein (Ostpreußen) beinahe sein Ende gefunden hätte, dürfte noch wenig bekannt sein. Laut Chronik der Stadt Allenstein von Dr. Grunenberg traf am 5. Februar 1807 Napoleon dort ein. Von seinem Generalstabe umringt, hielt er hoch zu Roß ungefähr eine Stunde in der Mitte des Marktes und erteilte Befehle. Während dieser Zeit stieg ein preussischer Jäger namens Rydziewski auf das Dach des ältesten Hauses Allensteins (des Grunenberg'schen). In der Dachrinne stehend, spannte er seine geladene Büchse und legte auf den Kaiser an. Aber einige Bürger, welche die Absicht des Verwegenen merkten, waren ihm nachgeeilt und hielten ihn noch ihm letzten Augenblick zurück.

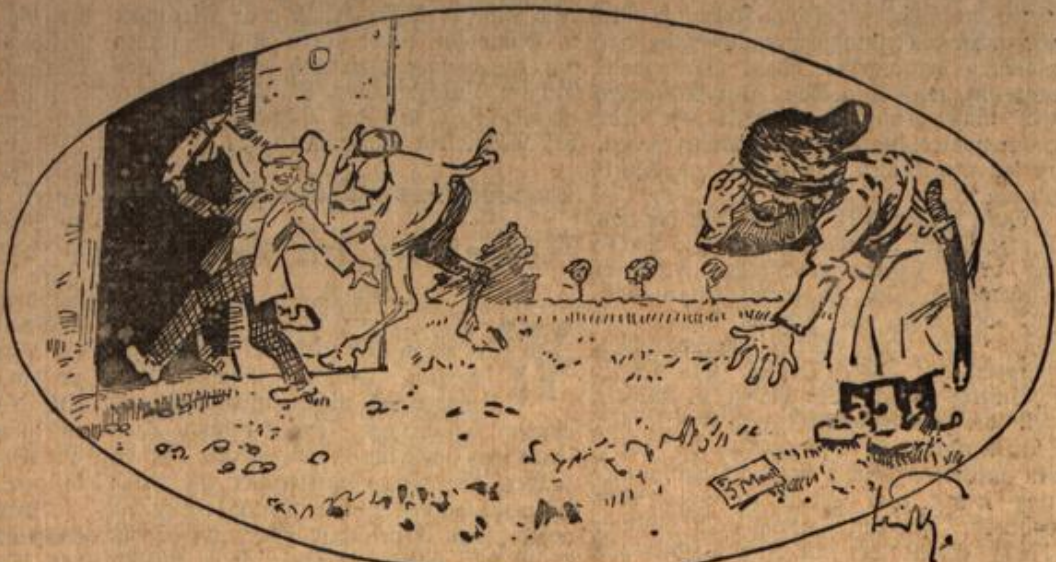
Alte Verteidigungsmittel. Als die Hussiten 1428 Görlitz bedrohten, traf man hier schnell die lebhaftesten Verteidigungsanstalten und dazu gehörten denn unter anderen 15 Braupfannen, rings um die Stadt innerhalb der Mauer gestellt und bestimmt, 80 Stein siedendes Pech aufzunehmen, womit man die Feinde, wenn sie die Mauern zu erklimmen versuchten, begießen wollte.

Eigenartige Kanonenschüsse. Bei der Belagerung von Mainz 1793 flog das Geschloß eines preussischen Vierundzwanzigpfunders direkt in die Mündung einer französischen Kanone. Diese war jedoch geladen, die Ladung entzündete sich, und so lehrte die preussische Kugel mit der

französischen zurück. — Dasselbe geschah 1807 vor Danzig. Dort schlug eine französische Kugel in die Mündung eines preussischen Zwölfpfunders und fuhr mit dessen Kugel zurück in die französische Batterie, aus der sie gekommen war. Die Entzündung erfolgte wohl in beiden Fällen durch komprimierte und stark erhitzte Luft.

Unter Bummlern. Ede: „Weeßte Willem, wir sind doch gegen alle Grafen und Barons bevorzugt.“ — Willem: „Wiso denn det?“ — Ede: „Na, wir können nich jut unter unsern Stand heiraten!“

Häusliche Pflicht. A.: „Sag mal, du rauchst ja jetzt den ganzen Tag, das wird deiner Gesundheit schaden.“ — B.: „Ja



Russisches.

„Schon beim bloßen Anblick eines Scheinwerfers gehen ganze Truppenteile der Kosaken über.“ — „Wie ist das möglich?“ — „Einfach! Wenn der Scheinwerfer einen Fünfmarschein wirft, steht sofort ein Kosakenpferd im deutschen Stall.“

stehst du, früher rauchten meine beiden Brüder auch, die haben sich das jetzt abgewöhnt, und nun ruht das ganze Rauchen auf mir allein!“

Unbegreiflich. „... Was? Sie radeln nicht, auteln nicht, reiten nicht, sind kein Pilot? Ja, um alles in der Welt, wie bewegen Sie sich denn nur vorwärts?“

Ein Jäger. Oberförster: „... Und was machten Sie denn da, als die Sau auf Sie zukam?“ — „Ich suchte mein Weidmannsheil in der Flucht!“

Rätsel-Ede

Wortspielrätsel.

In der Felschlucht, in dem Wald
Ist mein liebster Aufenthalt
Und im Sommer Sonnenschein
Saug' ich Blütenhonig ein.

Scherz-Somonym.

Ich stecke in dem Erdenbauch,
Und zieh' durch jeden Rauch und Hauch.
Die traute Laura muß mich haben;
Am Rheingau lege ich begraben.

Logogriph.

Bist du es mit r geworden,
Winket Ruhm und Ehre dir.
Merkt, es zählt zu deutschen Orten,
Sagst du ein n dafür.
Doch, steht I an dessen Orte,
Dann glit's Rechtskraft manchem Worte.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
der vierfüßigen Schärade: **Hedenrose**; des
Wortspielrätsels: **Schraube** (Seemuschel); des
Bilderrätsels:
**Fortschreiten immer,
Stillstehen nimmer.**

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Hering, Berlin.
Druck: Hering & Jahnscholtz G. m. b. H., Berlin SO. 18.



Englische Politik.

„Jockele, geh' du voran, du hast die größten Stiefel an.“